

Christoph Klimke &  
Sarah Mondegrin

# **Nicht ohne meine Pfoten!**

Katzen, Hunde, Lesben, Schwule

Alle Charaktere, Schauplätze und Handlungen in diesem Band sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen sind unbeabsichtigt.

© Querverlag GmbH, Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale  
unter Verwendung einer Fotografie von fotolia.

Druck und Weiterverarbeitung: Finidr  
ISBN 978-3-89656-187-9  
Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:  
Querverlag GmbH und Salzgeber & Co. Medien GmbH  
Mehringdamm 33, 10961 Berlin  
[www.querverlag.de](http://www.querverlag.de) • [www.salzgeber.de](http://www.salzgeber.de)

# Inhalt

## *Joi fährt in Urlaub*

Christoph Klimke ..... 7

## *Kratzmöbel*

Sarah Mondegrin ..... 12

## *Nie wieder Diät!*

Christoph Klimke ..... 20

## *Moinmoin*

Christoph Klimke ..... 25

## *Einmal große Töle*

Christoph Klimke ..... 29

## *Eine weiße Katze*

Sarah Mondegrin ..... 38

## *Das Brotsofa*

Sarah Mondegrin ..... 46

## *Räuberbacke*

Sarah Mondegrin ..... 56

## *Im Paradies*

Christoph Klimke ..... 60

## *Bis morgen*

Christoph Klimke ..... 64

## *Der Menschenverstehrer*

Christoph Klimke ..... 67

## *SchwarzRotGeil*

Sarah Mondegrin ..... 72

## *Der Sommer ist vorbei*

Christoph Klimke ..... 90

## *Katertage*

Sarah Mondegrin ..... 105

<i>Die Hundewitwen</i>	
Sarah Mondegrin .....	108
<i>Ciccio</i>	
Christoph Klimke .....	131
<i>Von dem Wunsch, Indianer zu werden</i>	
Christoph Klimke .....	134
<i>Eine Pistole im Zeitfenster</i>	
Sarah Mondegrin .....	141
<i>Das fünfte Gebot</i>	
Christoph Klimke .....	160
<i>Etwas Besseres als den Tod finden wir überall</i>	
Christoph Klimke .....	162
<i>Muttersägenkurs</i>	
Sarah Mondegrin .....	167
<i>Fragebogen</i>	
Christoph Klimke .....	182
<i>Ausgrabungen</i>	
Christoph Klimke .....	184
<i>Der Neujahrskater</i>	
Christoph Klimke .....	189
<i>Der Brief von Muffin</i>	
Sarah Mondegrin .....	192
<i>Ein Faultier in Steglitz</i>	
Christoph Klimke .....	204
<i>Kollege Hund</i>	
Sarah Mondegrin .....	207
<i>Pelzgesicht</i>	
Sarah Mondegrin .....	216

# Joi fährt in Urlaub

*Christoph Klimke*

Joi sieht mich vorwurfsvoll an, dreht auf dem Wohnzimmerteppich ein paar Runden um sich selbst, um plötzlich demonstrativ auf die schöne Wolle zu pinkeln.

Ich werfe mit dem Küchenhandtuch nach ihr und wir gehen schnell nach draußen an den nächsten Busch. Hier hebt die kleine Mischlingshündin das Bein und ich belohne sie mit einem Leckerchen: Frieden!

Offensichtlich passt ihr unser Ferienhaus an der Ostsee Nähe Kappeln an der Schlei nicht. Dabei miete ich hier seit bald 25 Jahren einmal im Jahr ein gemütliches Reetdachhaus mit Kamin und großem Garten, aber das kann Joi ja nicht wissen, da sie erst seit Januar bei uns in Berlin-Kreuzberg lebt.

Die Autofahrt hierher war ihr schon suspekt, war sie doch noch nie so lange mit mir allein. Mein und vor allem ihr Freund Andreas fehlt ihr offensichtlich bereits jetzt, also unsere Rituale: jeden Morgen die Runde am Landwehrkanal, am Mittag in den

Görlitzer Park, zwischendurch kleine Wege zum Einkaufen oder in die Stammcafés, zudem die vielen bekannten Hündinnen und Rüden samt Frauchen und Herrchen. Ebenso vermisst Joi die Abfalleimer im Park, so manche Ente am Wasser oder die auf sie lauenden Kaninchen. Ob groß oder klein, männlich oder weiblich, Joi ist das egal, Hauptsache, die Lebewesen sind freundlich oder riechen genießbar.

Am Abend liegt sie gerne auf dem Fernsehsofa oder geht mit meinem Freund zur Arbeit ins Berliner Ensemble, um in der Maske verwöhnt zu werden, bis Herrchen Nr. 1 während oder nach der Vorstellung zu ihr kommt und es schließlich zu Herrchen Nr. 2 nach Hause in den Graefe-Kiez geht. Die beiden rufen mich dann kurz vor der U-Bahn-Haltestelle Schönleinstraße an. Ich gehe ihnen entgegen und wir trinken noch so manches Bier unten im „Avril“, wo die Wirtsleute uns großzügig belächeln. Immerhin bringen wir Jois Decke mit, damit die Neuberlinerin aus Malaga nicht auf dem schnöden Kneipenboden oder bald im Sommer vor dem Lokal auf dem schmutzigen Pflaster mit uns die Nächte verbringen muss. Hier wird sie die Sterne und den Mond sehen, ein Bild, das sie aus ihrem heimischen Malaga kennen muss.

Ja, Joi ist Spanierin, genauer gesagt Andalusierin, und hat als Straßenhund in der südspanischen Stadt auf einem staubigen Parkplatz gelebt. Tagsüber im Gebüsch versteckt, traute sie sich mit ihren Kollegen und Feinden nachts raus aus dem Dickicht, um die Mülleimer zu leeren. Dort wäre sie beinahe eingefangen und in eine Tötungsstation verbracht worden. Was dieser Hund hat erleben müssen, kann ich mir kaum vorstellen, wenn ich mir die Fotos ansehe, wo sie ausgehungert und mit krankem Fell und Blick in dieser tier-unfreundlichen Stadt leben musste. Tier-schützer haben sie nach Deutschland geholt. Hier lebte sie zuerst auf Sylt, dann in Berlin-Zehlendorf und nun endlich bei uns in Kreuzberg, was sie hoffentlich nicht allzu sehr an Malaga erinnert.

Heute fahren wir also beide nach Schleswig-Holstein, wo Orte wie unser Schuby, das benachbarte Kopperby, Thumbby oder Karby an das nahe Dänemark erinnerten. Vor 1989 bin ich mit meinem ersten Freund die Transitstrecke durch die DDR gefahren, wo jeweils zweimal muffige Grenzsoldaten uns aufforderten, die noch langen Haare hinter die Ohren zu legen, um eine Übereinstimmung zwischen Passfotos und momentaner Verfassung zu prüfen. „Weiterfahren!“, lautete die erlösende Parole und wir atmeten aus.

Vor über 20 Jahren waren die Rapsfelder genauso gelb wie jetzt im Mai, die Windräder noch nicht so zahlreich und Solaranlagen auf Dächern unüblich. Immer mehr Straßen, verlassene Gehöfte, verwaiste Betriebe bezeugen, diesem Landstrich geht es trotz Landwirtschaft und Tourismus nicht sonderlich gut. Die Familien, die Jahr für Jahr hierherfuhrten, oft mit Hund, Kind und Kegel, fliegen heute für wenig Geld in die Türkei: alles inklusive und der Hund kommt zu den Nachbarn oder wird erst gar nicht angeschafft.

Angeschafft haben wir uns einen Hund nie. Andreas hatte seinen ersten Hund gegen den Willen seines Vaters durchgesetzt: Rex, ein braun-glänzender Setter, der mit zwei Jahren wegen eines schweren Krebsleidens schon eingeschläfert werden musste. Mein Freund begnügte sich dann mit Wellensittich und Schildkröten. Und das im Gelsenkirchen der siebziger Jahre, wo man Schildkröten nur aus dem Zoo oder eher aus Suppendosen kannte.

In den achtziger Jahren dann Pazza.

Andreas hatte sein erstes Engagement am Staatstheater Stuttgart und wohnte in einer WG zur Untermiete bei Metzgersleuten. Das gefiel Pazza sehr, aber weniger, dass ihr eigentliches Herrchen mit dem Tourneetheater durch die Lande tingelte und nie zu Hause war. So zog die zum Übergewicht neigende Hündin, eine Mischung aus Rottweiler, Berner Sennen- und Schäfer-

hund, einfach zum Staatsschauspieler ins Zimmer. Heute weiß ich längst, dass die Ignoranz ihres Herrchens nicht der einzige Grund war, schließlich ist mein Freund der einzige Mensch, den ich kenne, nach dem Hunde sich umdrehen.

Pazza ging dann mit ans Schauspiel Frankfurt, wo ich die beiden kennenlernte. Ich war als Gast-Dramaturg engagiert und sollte mit einem befreundeten Regisseur, der mein erstes Theaterstück *Die Siamesischen Zwillinge* am Schauspiel Dortmund uraufführte, den *Sommernachtstraum* auf die Bühne bringen. Heißt es bei Shakespeare: „Was sonst alltäglich ohne viel Gehalt, kehrt Liebe um in Idealgestalt“, so kann ich nur sagen, der Maestro hat Recht und Unrecht zugleich. Dass wir Menschen uns in der Partnerwahl oft selbst blenden, ist wohl wahr, aber Tiere haben da den besseren Riecher, wenn sie Glück haben, und: „Das Glück küsst manche oft und manche nie“, beweist diese Komödie.

Pazza hatte großes Glück und ich mit Andreas und ihr. Jeden Morgen bei den Proben ging die Tür auf, Pazza stolzierte herein und steuerte gezielt die Souffleuse an, die bereits mit Leckerchen auf sie wartete, dann schlich mein Freund hinterher, um Morgen für Morgen zu verkünden: „Ich kann heute nicht“ oder „Ich weiß gar nicht, wie ich das spielen soll!“. Er konnte und wusste sehr wohl, aber Hunde lieben ihn besonders, da er Rituale pflegt und genau wie sie Veränderungen hasst.

Joi schaut mich mitleidig an, scheint doch draußen die Sonne. Der Himmel ist blitzblank blau, im Gartenteich baden die Vögel und aus dem in den Hecken wachsenden Grün raschelt und singt es. Raus also an den Strand nach Schönhagen. Vorbei an Höfen, die Trecker davor geparkt, Pferdeställe, Hühnerfarmen, Kuhherden, die schweren Leiber dicht an dicht gedrängt, schließlich will es Abend werden. Katzen streichen durchs Gras,



Hunde bellen uns an, die Sonne will abtauchen im graugrünen Meer.

Wir laufen an der Wasserlinie entlang. Kaum Gischt, einige tote Vögel, in deren teerigen Kadavern sich Joi wälzen will. Ab und zu eine noch glitschig milchige, eingetrocknete Qualle, Plastikmüll, die leeren Flaschen vom 1. Mai, Reste eines Lagerfeuers und immer noch viele, unendlich viele Muscheln, stumme Zeugen ihres Unterwasserlebens. Eine große, hellbraune mit filigranen Linien halte ich ans Ohr und kann gegen den Wind kaum das Rauschen hören. „Noch dreimal schlafen“, sage ich zu Joi, „dann kommt Herrchen Nr. 1 uns besuchen.“ Der Hund scheint meine freudige Mitteilung zu ignorieren und läuft voraus, denn der entgegenkommende Labrador plus die kreischenden Möwen sind allemal aktueller.

Die beiden beschnuppern Geschlechtsteile und den Arsch, Joi springt wie ein Zirkushund um den Rücken, der sie vergeblich besteigen will. Dann trennen sie sich und Frauchen und ich nicken einander zu. In der Ferne glänzen weiße Schiffe am Horizont und der stillgelegte Marinestützpunkt ragt ins Wasser. Joi stöbert im Dreck und macht in aller Ruhe – ja, beinahe stoisch den Blick in die Ferne gerichtet – ihr Geschäft. „Gut so“, pflichtete ich ihr bei, jetzt drehen wir um und ich koche ihr aus Berlin mitgebrachte Hühnerbrust mit Reis und Möhren, bis auch ich etwas zwischen die Zähne bekomme.

Unterwegs winken Nachbarn uns zu. Die Wirtin vom Dorfkrug nebenan: „Na, habt ihr Nachwuchs?“

Ich aber muss Andreas anrufen, um ihm von der wie immer erfolgreichen Verdauung unserer Gefährtin zu berichten. Ganz erleichtert sagt er am Telefon: „Hierrauf trinke ich gleich ein Bier!“

Na, Prost!

# Kratzmöbel

*Sarah Mondegrin*

Endlich ist es Sommer geworden und das samstägliche Licht lässt den schmalen Stamm des Apfelbaums in unserem kleinen Garten silbrig glänzen.

„Olfa?“

Ich drehe meinen Kopf Richtung Küche, wo Olfa mit demonstrativem Klappern damit beschäftigt ist, mir – ungefragt – einen Milchkaffee zu kochen. Ich hätte es selbst gemacht, aber ich habe Kater Wolfi auf dem Schoß. Es sind schon morgens 29 Grad, aber Wolfi – unser schwerer Maincoonmix-Kater – möchte kuscheln.

„Du? Jetzt hör doch mal!“, rufe ich gegen das Klappern an. „Hier steht: Der Kratzbaum Zeus ist ein deckenhoher, stabiler Kratzbaum mit umfassender Spiel- und Kratzmöglichkeit. Die Gesamthöhe ist verstellbar!“

Ich kann mir nicht helfen, mir gefällt dieses Kratzmöbel. Wenn ich eine Katze wäre, würde ich mich in die oberste Schlaf-

höhle zurückziehen und die herrlichsten Nickerchen der Welt machen. Als Katze schläft man 16 Stunden am Tag, das fand ich schon immer eine großartige Perspektive.

Olfa kommt in ihrem etwas zu kurzen Schlafhemd in den Wintergarten. Ihre langen Beine sind sommerlich gebräunt. Sie setzt das Tablett mit dem Milchkaffee noch lauter als sonst auf dem Tisch ab.

„Hier, dein Kaffee! Meinst du nicht, dass wir gerade andere Sorgen haben, als Kratzmöbel auszusuchen? Also ... ich glaube, das bringt Unglück!“

Sie gibt ein resigniert-schnaufendes Geräusch von sich und lässt sich in den Korbstuhl plumpsen. Dann zieht sie – mit leicht angewidertem Gesichtsausdruck – ihren grünen Tee zu sich heran. Olfa ist kaffeesüchtig, aber zurzeit darf sie keinen trinken. Ihrer Laune tut das nicht gut.

„Es ist schon nach zehn!“ In ihrer Stimme schwingt mühsam unterdrückte Angst. Olfa gehört zu den Menschen, die sich in Aggression flüchten, wenn die Angst ihre Seele zu fluten droht. Am liebsten würde ich sie in den Arm nehmen, auch wenn Wolfi verärgert wäre über die Unterbrechung seiner Kuschel-Session. Doch Olfa duldet jetzt keine Zärtlichkeiten. Wenn sie eine Katze wäre, hätte sie einen gestäubten Drachenkamm, ich kann ihn fast vor mir sehen.

Ja, es ist schon nach zehn. 26 Stunden. Ich überschlage noch einmal, wann ich Mulle zuletzt gesehen habe, 26 Stunden, das ist eine furchtbar lange Zeit. Es war Freitagmorgen gewesen, acht Uhr. Ich hatte mir einen Toast mit Olfas frischgekochter Himbeermarmelade bestrichen und Mulle hatte den Kühlschrank umschnurrt. Die Tür sollte sich öffnen und ein Klacks Sahnequark sollte auf ihrem Näpfchen landen – ja, ich verstand die Katzensprache. Nachdem Mulle den Quark verschlungen hatte, war sie schon wieder zur Tür hinaus, noch etwas Quark im Schnurrbart, ein Funkeln in ihren bernsteingelben Augen.

Wo war sie jetzt? Wo nur?

„Hör doch mal auf mit diesem Kratzmöbel-Quatsch“, quengelt Olfa. Sie hält die Teetasse in ihrer hohlen Hand und starrt hinaus in den Apfelbaum, als könnte sich dort zwischen den Zweigen unsere Mulle materialisieren, wenn sie nur lang genug hinschaut.

Sie hat ja Recht. Trotzdem kann ich es nicht lassen und klicke mich weiter durch die Seiten mit dem Katzenbedarf.

„Aber hier, diese Fressbällchen. Für dich wär das auf jeden Fall was!“

Wolfi ignoriert meinen liebevollen Blick. Stattdessen stemmt er sich mit ausgefahrenen Krallen hoch, springt ab und steuert den Schoß von Olfa an. Typisch! Kaum taucht sie auf der Bildfläche auf, bin ich abgemeldet! Ich bemühe mich, eine eifersüchtige Aufwallung niederzukämpfen, aber so ganz gelingt mir das nicht.

„Für dich auch!“, murmele ich Richtung Olfa. Die verdreht nur die Augen und nippt an ihrem Tee.

„Da könnten wir dein Frühstück reinfüllen und du müsstest es erst durch die ganze Wohnung rollen, bevor du es verzehren könntest ... was meinst du?“

Olfa schweigt. Ein gutes Schweigen hört sich anders an. Manchmal hilft es, sie zu provozieren, wenn sie sich in diese passive Aggression verhakt hat, aber heute nicht, heute ist sie schon viel zu weit weg von mir.

„Und abends mit den Chips und der Schokolade, Schnubsi, da könnten wir das auch machen. Hörst du mir überhaupt zu?“

Sie rührt reaktionslos in ihrem Tee herum. Zu rühren gibt es da eigentlich gar nichts, denn sie trinkt ihn bitter und pur. Da sie keine Teekocheerin ist, kriegt sie ihn nie so hin, dass er richtig gut schmeckt.

„Du, ich versteh das nicht. Mulle kann kommen und gehen, wie sie will. Draußen hat sie alle Ablenkung der Welt. Sie kann

Mäuse jagen, in der Sonne liegen ... Vielleicht hat sie uns einfach satt?“

Olfa springt auf. „Was meinst du, soll ich uns Rührei machen?“

„Ich dachte, du bist auf Diät? Also ich, ich bring jetzt nichts runter! Ich verstehe nicht, wie du ans Essen denken kannst!“

„Nun ja, zumindest er scheint ja ganz unbesorgt zu sein.“

Sie beugt sich vor, um den Kater hinter den Ohren zu kraulen. Dann nimmt sie – ohne Vorwarnung – einen Schluck von meinem Kaffee.

„Gott, hast du da wieder Zucker reingeschaufelt! Wie kannst du das nur trinken?“

Jetzt ist es an mir, nicht zu reagieren. Mir ist nicht nach Streit. Normalerweise würden wir uns jetzt in einen Disput darüber verheddern, dass das schließlich mein Kaffee ist, dass Olfa ihn nicht trinken müsse ... und überhaupt: Wer hat sich denn gerade für die Symbioselenkung entschieden, um die Darmflora zu sanieren?

Sie streichelt den Kater, der übrigens gar nicht so entspannt ist, wie Olfa behauptet. Gelegentlich peitscht sein Schwanz auf und ab und die Schwanzspitze zuckt hin und her. Aber das könnte auch daran liegen, dass die alte Nachbarin mal wieder das Treppenhaus saugt. Das sind eben die Nachteile, wenn man in einem Sechziger-Jahre-Zwei-Familienhaus in Lichtenrade lebt.

Wolfi mag den Lärm genauso wenig wie Olfa und deshalb liebt sie ihn auch so sehr. Sie hat den Kater damals in die Ehe gebracht und in finsternen Stunden frage ich mich – eine Frage, die ich selbstverständlich für mich behalte –, ob ich nicht überhaupt wegen Wolfi, der eigentlich Wolfgang Amadeus heißt, vor vier-einhalb Jahren in Olfas Bett gelandet bin. Natürlich spielten da auch andere Dinge eine Rolle – Dinge, an die ich mich seit einiger Zeit nur schemenhaft erinnern kann, denn irgendwie hat uns der Alltag eingeholt und der Alltag hat seine Erotik-Abteilung reduziert – mangels Nachfrage.

Wolfi, wie ich ihn damals nur heimlich nennen durfte, war in jenen Tagen ein entzückendes Katzenkind mit riesigen Pfoten. Sein rotweißes wuscheliges Fell leuchtete in der Sonne, wenn er auf der Fensterbank saß und so tat, als wolle er sich putzen beziehungsweise als könne er es schon.

Niemandem, wirklich niemandem gegenüber hätte ich zugegeben, dass ich damals nur – na ja, nicht nur – wegen Wolfi über Nacht geblieben war. Als Kind wollte ich immer Katzen haben, am liebsten zwei. Um besser einschlafen zu können, stellte ich mir vor, wie sie in einem Körbchen neben meinem Bett liegen würden, leise schnurrend. Eine schwarze und eine weiße – wie auf der Postkarte, die ich zu meinem siebten Geburtstag bekommen hatte.

Erst später wurde mir klar, dass meine Eltern richtige Katzenhasser waren. „Katzenfreundlich“, so nannte meine Mutter ihre eigene Schwester und „Aber nicht wieder so eine Katzenwäsche!“ hieß es – mit dem obligatorischen Schlag „hinter die Löffel“, wenn ich den Waschlappen nicht richtig eingeschäumt hatte. Die tierfeindliche Floskel „etwas hinter die Löffel bekommen“ zielte natürlich auf einen Vergleich mit Kaninchen, die meine Eltern nur als Pastete sympathisch fanden. Ihr Rezept für Paté de champagne hütete meine Mutter wie ihren Augapfel.

Bei Olfa drehte sich alles um Wolfi und seine Schwester Mulle. Mulle war grau – ein silbriges, elegantes Grau. Wahrscheinlich hatte sie eine Kartäuserin in ihrer Ahnenreihe, diese bildschönen französischen Edelkatzen. Womöglich war Mulle noch niedlicher als Wolfi und innerlich war ich zutiefst erschrocken, dass aus den verborgenen Winkeln meines Wortschatzes ein Wort wie „niedlich“ an die Oberfläche gespült werden konnte.

Der volle Name von Wolfi lautete Wolfgang Amadeus Mozart, denn Olfa war zu jener Blütezeit unserer Liebe Musikstudentin und fand es schick, einen Kater zu haben, der Mozart hieß. Mulle hieß am Anfang Clara Schumann, aber das hatte sich nicht

durchgesetzt. Besonders weil ich – die ja dann doch nach dieser ersten Nacht öfter vorbeischaute – mich beharrlich weigerte, dieses graue Katzenbaby Clara zu nennen.

„Mulle ist jetzt schon seit 26 Stunden weg“, wiederholt Olfa. Eigentlich sind es 26 Stunden und 20 Minuten, denn in den letzten 15 Minuten ist sie in die Küche gegangen und hat – wieder unnötig herumklappernd – eine Riesenfanne Rührei zubereitet.

Da dampft es nun vor ihr auf dem rot gepunkteten Teller aus der Erbschaft ihrer Urgroßmutter. Komplett mit Speck und Schnittlauch. Ich befürchte das Schlimmste. Olfa neigt dazu, unausstehlich zu werden, wenn sie ihre eigenen Regeln bricht, und Rührei mit Speck, das ist in ihrer diätischen Situation der schlimmstmögliche Regelbruch.

„Ich weiß“, sage ich. Inzwischen bin ich beim Surfen in der Abteilung Schlaftonnen angelangt. Vielleicht hätte der Wohnturm Ibiza dazu beigetragen, dass Mulle sich nicht ständig woanders amüsieren möchte? Der „Wohnturm der Superlative“ kostet allerdings 119,95 €. Dafür ist er aber auch „aufwändig gestaltet, da das Bodenpodest und die Schlummergondel achteckig gearbeitet sind.“

Wolfi hebt interessiert den Kopf und schnuppert Richtung Frühstücksduft. „Nase weg!“, sagt Olfa mit ihrer strengen Katerstimme. Manchmal – ungefähr seit dem zweiten Jahr unserer Beziehung – benutzt sie diese Katerstimme auch mir gegenüber, eine Tatsache, die ich seit Kurzem nicht mehr klaglos registriere. Obwohl: Ist dies vielleicht der Preis dafür, dass ich ja hauptsächlich mit den Katzen zusammen sein wollte? Nein, nein – immer wenn meine Gedanken in diese Richtung driften, nehme ich eine sanfte Selbstkorrektur vor. Ich liebe meine Freundin. Ich liebe sogar ihren beharrlichen Eigensinn, auch wenn es zugegebenermaßen einfacher ist, mit dem Eigensinn von Mulle und Wolfi zurechtzukommen. Bis auf die Tatsache, dass Mulle sich zur Streunerin entwickelt hat.

„Willst du wirklich nichts, Schnubsi?“ Olfa schiebt ihren Teller zu mir herüber. Vermutlich ist ihr gerade bewusst geworden, dass sie ihre Diät gefährdet. Dann muss ich wieder herhalten.

„Hast du nicht gehört?“, knurre ich. Ich spreche zwar nicht mit meiner Katerstimme zu Olfa, aber besonders nett klingt diese Stimme auch nicht.

„Mulle, Mulle, Mulle! Wo ist sie bloß? Machst du dir denn gar keine Sorgen?“

Olfa zieht den Teller wieder zu sich heran und schiebt sich eine Gabel voller Rührei mit Schnittlauch in den Mund. Den Schnittlauch hat sie selbst im Garten gezogen. Der Garten ist ihr ganzer Stolz und auch der Schnittlauch, wie alles, was sie vor der ständigen Großoffensive der Schnecken zu schützen vermag.

„Sicher mache ich mir ein wenig Sorgen, Schnubsi“, sagt sie kauend, „aber du weißt doch, letztes Frühjahr war Mulle sogar volle sieben Tage weg!“

„Aber da war sie bei den Nachbarn in der Garage eingesperrt! Und sie wäre fast verdurstet! Wenn ich nicht jeden Abend mit ihrem Foto durch die Gegend gerannt wäre, hätten wir sie nie wiedergesehen!“

Wolfi fixiert mich empört, weil ich so laut schreie. Er krallt seine Pfoten in Olfas Beine. Sie hat vergessen, das raue Frotteehandtuch, in das Wolfis spitze Krallen schon tausend Fäden gezogen haben, unterzulegen.

„Au! Spinnst du?“ Der Kater wird unsanft zu Boden geschubst. Er wendet den dicken Katerkopf und schaut anklagend in meine Richtung.

„Dein Rührei wird kalt“, sagt Olfa und schiebt den Teller wieder in meine Richtung.

„Ich will kein Rührei“, sage ich.

„Sie wird schon wiederkommen. Ist sie bisher doch immer!“



„Wenn Wolfi so lange weg wäre, hättest du schon die ganzen Bäume plakatiert!“ Ich stoße den Rührei-Teller wieder auf Olfas Seite des Tisches.

„Dein Wolfi ist doch viel zu träge, um herumzuströmen!“, kommt es von Olfa zurück.

„Mein Wolfi?“

Ich zünde mir eine Zigarette an. Das ist eine Kampfansage und Olfa weiß es. Demonstrativ reißt sie den Teller mit dem Rührei vom Tisch und isst vor der Wintergartentür weiter. Wolfi presst sich gegen ihre Beine, vermutlich glaubt er, es sei nicht verkehrt, sein hungriges Bäuchlein in Erinnerung zu bringen.

Plötzlich entdecke ich etwas Unbekanntes an Olfas bisher makellosem rechten Bein.

„Du hast da was!“, sage ich.

„Ich weiß!“, faucht meine Freundin. „Außerdem tut es weh! Die Ärztin sagt, es besteht die Gefahr einer Venenwandentzündung! Ich spritze mir schon seit drei Tagen Heparin in die Bauchdecke, weil die Entzündung erst mal abklingen muss. Aber du kriegst ja nichts mit! Du hast ja nur Augen und Ohren für deine blöden Katzen!“

Sie knallt den Teller auf den Tisch und rennt hinaus in den Garten. Ihr Schlafhemd hat genau die Farbe der halbverblühten Akelei.

Ich hebe Wolfi auf meinen Schoß und presse meine Nase auf den weichen, duftenden Kopf des Katers.

„Ich hoffe nur, dass deine Schwester bald wiederkommt“, flüstere ich. Dann drücke ich die Zigarette aus und gehe vorsichtig hinaus in den Garten.